

Wolfgang Pollanz
Das Züchten von Kakteen
inmitten einer üppigen Landschaft

Ein Lesebuch





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2019

1. Auflage Februar 2019

literatur nr. 103

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Covergrafik: 85998444 - Hand Drawn Retro Typewriter © Stacey Lynn Payne

Autorenfoto: Christian Koschar

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-75-0



GRAZ

Wolfgang Pollanz

Das Züchten von Kakteen
inmitten einer
üppigen Landschaft

Ein Lesebuch

Inhaltsverzeichnis

Bekenntnisse eines Versagers	7
Geredet haben sie darüber schon	11
Mein ganz persönliches 1967	20
Blind vor Liebe	30
Die Geschichte vom Baukran	34
GRAZ.	42
Quantum Suicide Or Not	46
Allerkürzeste Geschichte der Welt in sieben Räuschen	49
Auf fremdem Terrain	55
Rolltreppen der Erinnerung	58
Stimmen hören	62
Ich, Vogel	66
Von Menschen und Tieren	74
Reisen im Kopf	84
Sternenstaubsauger	87
Die Geschichte des @	100
Meine ganz persönliche Filmgeschichte	111
Die Autos meines Vaters	123
Sieben Stätten der Beschwörung	136

Roman. Ein Fragment.	144
Der honiggelbe Mond von Attika	152
Bewohner der Ebene	172
Der unsportlichste Mensch der Welt	180
Der Katalogesammler	188
Der Landarzt.	208
Das Flackern in den Augen des Saxophonisten	213
Sehn-Sucht	221
Die Konferenz.	232
Besuch von Tralfamadore.	238
Tourrorismus.	246
Die Wäscheklammer	250
Das Züchten von Kakteen inmitten einer üppigen Landschaft	258
Editorische Erläuterungen	283

Bekenntnisse eines Versagers

Eine Selbstbeziehung

Ich bin ein kompletter Versager. Schon meine Geburt wäre beinahe danebengegangen, hatte meine Mutter doch einen Geburtsdurchfall, sodass ich im wahrsten Sinne *inter faeces et urinam* das Licht einer Welt erblickte, die ich gar nicht sehen wollte. Viel lieber wäre ich im Körper meiner Mutter geblieben, aber da sie mich trotz meines Unwillens in das Kindbett hinauspresste, schrie ich aus Leibeskräften und wollte wieder dorthin zurück, woher ich gekommen war. Weil das nicht möglich war, beschloss ich, mich mit den Verhältnissen zu arrangieren und das Beste aus dem zu machen, was auf mich zukam.

Später in der Gehschule posierte ich vor der Kamera meines Vaters, denn ich wollte unbedingt besser aussehen, als ich es von Natur aus tat. Nachgeholfen hat möglicherweise meine Mutter und mir für die Aufnahme eine Frisur verpasst, die aussah wie die von Elvis oder von anderen Musikern wie Jerry Lee Lewis oder Carl Perkins, die die Eltern damals aber noch gar nicht gekannt haben konnten.

In der Schule langweilte ich mich unendlich, erklärte die Lehrerin doch ständig Dinge, die ich schon kannte oder die mich überhaupt nicht interessierten. Weil mir das Gelangweilt-Sein irgendwann auch zu langweilig wurde, tat ich bald so, als könnte ich mich für den Unterricht und die Personen, die einem

alles Mögliche erklären wollten, erwärmen. Daraufhin hieß es, der Bub ist etwas Besseres, er wird einmal seinen Weg gehen und seine Schullaufbahn mit Bravour meistern. Da ich auf keinen Fall den Eindruck erwecken wollte, dass ich den Erwachsenen falsche Hoffnungen gemacht habe, schrieb ich, damit man mich in Ruhe ließ, also schon in der Volksschule Aufsätze, die dann den anderen Schülern vorgelesen wurden, was mir mehr als peinlich war. Ich verstand auch nicht, warum ausgerechnet meine Texte den Mitschülern als Vorbild dienen sollten, wusste ich doch genau, dass ich eigentlich gar nicht schreiben konnte und nur so tat, als könnte ich es.

Als ich zehn Jahre alt war, beschlossen meine Eltern, meine weitere schulische Ausbildung in die Hände der Lehrer und Erzieher einer Anstalt zu legen, deren Leitung von sich selbst behauptete, man wisse, wie man aus jungen ungebildeten Menschen solche mit einer besseren Bildung formen könne. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ zunächst alles widerspruchslos über mich ergehen, auch wenn ich von Zeit zu Zeit das Gefühl hatte, es müsse doch noch mehr geben in dieser Welt als Geografie und Latein. Diese Gedanken, die sich langsam, aber sicher in mein Gehirn geschlichen hatten, waren irgendwann so stark, dass ich den Lehrern den Eindruck vermittelte, ich sei gar nicht mehr bei der Sache. Wieder stand im Raum, dass ich ein Versager sein könnte. Um dem entgegenzuwirken, tat ich so, als hätte ich ganz andere Interessen, die mich in meinem Leben weiterbrin-

gen konnten. Ich begann, weil ich das nicht besonders anstrengend fand, Gedichte und Lieder zu schreiben, und weil es damals gerade in Mode war, gab ich vor, damit die Welt verbessern zu wollen. Ich war zwar völlig unmusikalisch, aber das ignorierte ich einfach und glaubte fest daran, dass ich als Sänger und Gitarrist begabter sei, als ich es in Wirklichkeit war.

Meine erste sexuelle Beziehung hatte ich mit mir selbst. Das tägliche Onanieren im Internat hatte ich nach ersten stümperhaften Versuchen in diversen Toiletten so weit perfektioniert, dass ich mir irgendwann immer und überall einen herunterholen konnte, ohne dass es meinen Mitschülern oder den Professoren weiter auffiel. Dem weiblichen Geschlecht gegenüber gab ich vor, ein Mann von Welt mit allen möglichen Interessen und vielfältigen Erfahrungen zu sein. Dies klappte bis zu jenem Zeitpunkt, an dem die Frauen dahinterkamen, dass alles nur Schein ist und hinter meiner Fassade nichts Bedeutungsvolles steckt. Auch meine diversen Ehen funktionierten immer nur so lange, wie ich den Anschein wahren konnte, ich sei mehr als nur eine unbedeutende Null. Danach gab es langwierige Scheidungsgeschichten, aus denen ich mich stets mit meinem falschen Charme und Geschichten, die mich besser aussehen ließen, als ich bin, herauswinden konnte. Seit mich meine letzte Partnerin verlassen hat, treibe ich mich gerne auf Dating-Seiten herum, auf denen es nur so wimmelt von Menschen, die sich besser machen, als sie eigentlich sind.

Beruflich war ich mein ganzes Leben lang ein Blender. Weil ich nichts wirklich konnte, ergriff ich den Lehrberuf und unterrichtete Kinder, denen ich vor-machte, dass sie mir nicht völlig egal waren. Um mög-lichst oft den öden Schulklassen und Lehrerzimmern zu entkommen, besuchte ich Kurse und Fortbildun-gen, ohne jemals einen Sinn darin zu sehen, sich für diesen Beruf, in dem man sich Jahr für Jahr im Kreis drehte, weiterzubilden. Damit mein Leben nicht völlig nutzlos an mir vorbeiging, schrieb ich einige Bücher, die manchmal von mir und meinem unbedeu-tenden Leben handelten. Einmal warf mir einer, der mit meinem literarischen Zugang nicht einverstanden war, vor, ich sei kein richtiger Dichter. Der Heraus-geber einer Literaturzeitschrift in Graz hat unter mei-nen Adjektiven gelitten, einem bekannten deutschen Verlag war die Suppe zu dünn. Nach all den Jahren kann ich es jetzt endlich zugeben. Sie hatten alle recht, denn auch dieser Text ist nichts weiter als der vergeb-liche Versuch, mein Leben so darzustellen, als gäbe es hinter seiner Bedeutungslosigkeit irgendeine Art von Sinn oder Nützlichkeit. Trotz des Anscheins, den ich bei manchen Menschen von Zeit zu Zeit erwecke, bin und bleibe ich menschlich und vor allem literarisch eine totale Niete ...

(2018)

Geredet haben sie darüber schon

Eine Familiengeschichte

Mein Vater ist im November 1918 gerade einein-halb Jahre alt und schon ist er Halbwise. Im Frühling vor einem Jahr ist er auf die Welt gekommen, in einem kleinen Dorf in der Nähe von Eibiswald, in Feister-nitz, in dem das slowenische Wort *bistrica* steckt, das einen Fluss mit klarem, frischem Wasser bezeichnet. Zu jener Zeit hat noch keiner von der Südsteiermark gesprochen, das Steirerland ging hinunter bis zur Save, bis ins Wendenland, wie es heute noch in der Landeshymne heißt. Gemeint sind die Windischen, und den Gebirgszug, der von Leutschach verläuft Richtung Osten, das Hügelland der Slovenske Gorice, nannte man die Windischen Bühel. Dieses alte Wort für Hügel ist heute noch erhalten im Familiennamen Pichler, von denen es überall in Österreich sehr viele gibt. Meine Großmutter hieß aber mit ihrem Famili-ennamen Pollanz, sie ist die Anna Pollanz vulgo Win-disch.

Fünf Kinder hat sie schon zur Welt gebracht, mein Vater ist das sechste. Im Sommer 1917 ist ein Fotograf ins Dorf gekommen und hat im Schatten einer mäch-tigen Linde ein Bild aufgenommen, die Großmutter hält das Neugeborene auf dem Schoß, um sie herum stehen die anderen Kinder, drei Mädchen in weißen Kleidern und mit Maschen in den langen blonden Haaren, die beiden Buben in Hemden und Dreivier-

tel-Hosen, alle tragen Schuhe, alle wirken adrett und herausgeputzt, die Armut, von der mein Vater immer erzählt hat, ist erst später gekommen, in der Zwischenkriegszeit, als es keine neuen Schuhe mehr gegeben hat und er im Winter beim Hüten der Kühe seine Füße in den frischen Kuhmist gehalten hat, damit ihm nicht die Zehen abfrieren. Und zu Mittag hat es in diesen Jahren dann jeden zweiten Tag Flusskrebse gegeben, die Bäche sind voll gewesen mit diesen Tieren, die heute wieder eine gefragte Delikatesse sind, weil es nur mehr wenige davon gibt. Der Vater aber, so hat er es mir einmal erzählt, hat sich damals geschworen, nie wieder freiwillig Flusskrebse zu essen.

Von den Geschwistern des Vaters, die auf der Fotografie zu sehen sind, habe ich nicht alle kennengelernt, an die älteste Schwester habe ich gar keine Erinnerung, und vom ältesten Buben, dem Hans, der eigentlich den Hof hätte erben sollen, weiß ich nur, dass er im nächsten Krieg, dem Zweiten, als vermisst gegolten hat, wahrscheinlich gefallen ist irgendwo im Osten in den letzten Kriegstagen. So hat es in meiner Jugend immer geheißsen, *der ist gefallen*, in jeder Familie hat es einen Gefallenen gegeben. Die Tante Anna, gerufen Nanni, hält auf dem Foto die Hand des Bruders, und der andere Bub, der Alois, der Onkel Luis, der später der Hoferbe wurde, lehnt sich an sie, schaut skeptisch Richtung Kamera, als wäre ihm nicht ganz geheuer, was da gerade geschieht. Und auch die Tante Sophie ist auf dem Foto zu sehen, bei der wir oft auf Besuch waren, weil der Vater sich gut mit ihr verstanden hat.

Es ist anzunehmen, dass die Aufnahme gemacht wurde, um sie dem Vater meines Vaters schicken zu können. Denn der Johann Pollanz hat einrücken müssen in die Armee des Kaisers, er hat den Neugeborenen noch nicht zu Gesicht bekommen, wird es auch nie, denn er wird nicht mehr heimkehren aus diesem Krieg. An der Isonzofront ist er eingesetzt worden, genauso wie mein anderer Großvater, der Vater meiner Mutter, der ursprünglich aus Zagorje stammt, einer kleinen Industriestadt im heutigen Slowenien, wo er schon als Vierzehnjähriger in einer Fabrik arbeiten musste. Im Gegensatz zum anderen Großvater kommt er heil nach Hause zurück, und spätestens im November 1918 erreichen die Nachrichten auch die kleinen Dörfer am Fuß der Koralpe, dass der Krieg zu Ende ist, dass der Kaiser Karl abgedankt hat, dass es im Süden, keine fünf Kilometer entfernt, eine neue Grenze gibt zu einem Staat der Slowenen, Kroaten und Serben. Die Anna Pollanz wartet aber vergeblich auf die Rückkehr ihres Mannes. Denn irgendwann nach dem November 1918 ist wohl auch die Nachricht gekommen, dass der Johann Pollanz nicht im Feld gefallen ist, sondern an Typhus oder an der Ruhr gestorben ist als Kriegsgefangener auf der Insel Asinara vor der Küste von Sardinien, sinnlos gestorben wie fünftausend andere Österreicher und Ungarn auf der sumpfigen Insel, auf der es auch noch die Cholera und die Malaria gab.

Siebzig Jahre später bin ich auf einer Reise beim Capo Falcone nahe Porto Torres gestanden und habe

hinübergeschaut zu dieser Insel, die damals noch immer eine Gefängnisinsel war, eine Sperrzone, weil dort ein paar hohe Mafiosi einsaßen, nicht so wie heute ein Naturschutzgebiet. Heute kann man Asinara besuchen, es gibt dort sogar ein Grabdenkmal für die Kriegsgefangenen aus dem Ersten Weltkrieg. Mit meinem Vater wäre ich vor seinem Tod gerne dorthin gefahren, damit er diesen Ort wenigstens einmal von der Ferne gesehen hätte, aber es war schon zu spät, weil sein Gedächtnis immer weniger wurde und noch dazu der Krebs in ihm zu wuchern begonnen hatte.

Auch nach Landeck in Tirol wäre ich mit ihm vor seinem Tod gerne noch einmal gereist. Dort war er als Gebirgsjäger stationiert im März 1938, weil er drei Jahre vorher, um der Armut und der Arbeitslosigkeit zu entkommen, als Berufssoldat zum Bundesheer gegangen ist. In Landeck hat er es zum Unteroffizier gebracht, der Bauernbub aus dem steirischen Unterland, nachdem er zuerst in Straß nahe Leibnitz stationiert war. Vom ersparten Sold hat er sich als Erstes ein Fahrrad gekauft, mit dem er an den Wochenenden über die Lantscha-Allee, die an heißen Tagen kein Ende nehmen wollte, und über den Karnerberg, wo heute an den Herbstwochenenden die Weintouristen die südsteirische Landschaft genießen, die vierzig Kilometer nach Eibiswald gefahren ist, um die Mutter zu besuchen, die noch einmal geheiratet und zwei weitere Buben zur Welt gebracht hat. Weil die Kinder aus erster Ehe am Hof nicht immer wohl gelitten waren, haben sie sich wahrscheinlich sehr schnell auf eige-

ne Füße stellen müssen. Neben dem Fahrrad hat das Geld aber für ein Grammophon auch noch gereicht, das Faible für die neuesten technischen Geräte hat mein Vater später sein ganzes Leben lang gehabt. Mit einem Fahrrad und einem Grammophon konnte er natürlich die Mädchen im Dorf beeindrucken, und weil er sich als junger Bursche gerne Nivea als Pomade ins Haar schmierte, haben die es ihm einmal heimgezahlt und ihm statt eines Butterbrottes eines mit Nivea serviert. Dazu gepasst hat eine seiner Schellackplatten, die er damals gerne hörte und an die er sich bis ins Alter erinnern konnte, *Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist*, geschrieben von Robert Gilbert, der eigentlich David Robert Winterfeld hieß und 1939 in die USA emigrieren musste, weil er jüdischer Abstammung war.

Als die Nazis in der Kristallnacht die Schaufenster der jüdischen Geschäfte zertrümmert und die Besitzer gedemütigt haben, war mein Vater angeekelt, wie er stets erzählt hat, aber er war Berufssoldat, hat seinen Dienst verrichtet, und schon einen Tag nach dem Anschluss mussten die, die vorher auf die Republik Österreich geschworen hatten, nicht auf das Deutsche Reich, sondern auf den Führer schwören. Ob er da schon geahnt hat, dass alles ein schlimmes Ende nehmen würde?

Ein paar Geschichten hat er uns Kindern erzählt aus dem Krieg. Wie er in einem Schützengraben beinahe auf sein Spiegelbild geschossen hätte, weil er sich selbst, bärtig und abgemagert, nicht mehr erkannte,

wie er in der Wüste den Sternenhimmel bewunderte oder wie er sich auf dem Lazarettschiff mit einer Büchse Sardinien auf dem Schoß beinahe in die Hosen gemacht hätte, als die englischen Spitfire das Rotkreuz-Schiff beschossen, weil die Krankentransporte von der Wehrmacht zur Beförderung von Munition missbraucht wurden. Es gibt in einem alten Album ein Foto, das ihn in Tunesien zeigt, wie er vor einem Zelt sitzt und eine Pfeife raucht. Auf dem Bild hat er noch beide Hände und lacht in die Kamera, sieht aus wie ein junger Mann, der braungebrannt auf einer Abenteuerfahrt ist. Wie lange vor dem 13. April 1943 das war, weiß ich nicht. An diesem Tag hat er im Nahkampf eine Handgranate geworfen, ein englischer Soldat hat sie zurückgeworfen, und wie der Vater sie noch einmal zurückwerfen wollte, ist sie explodiert und hat ihm den linken Unterarm weggerissen. Nicht nur die Erinnerungen an die Gefallenen waren in meiner Jugend ständig präsent, auch die Kriegsversehrten wie der Onkel Gustl, der Mann von der Tante Anna, der nur mehr ein Bein hatte und vor dessen grimmiger Art ich mich als Kind ein wenig fürchtete, die Männer, wie mein späterer Schwiegervater mit den Granatsplittern im Körper und mein Vater mit dem Armstumpf und den Phantomschmerzen, die er hatte, wenn das Wetter umschlug. Waffen waren aus diesem Grund in unserem Haus immer tabu, völlig verboten. Wir Kinder durften uns zum harmlosen Cowboy- und Indianerspiel nicht einmal eine Spielzeugpistole kaufen, da war der Vater unnachgiebig.

Meine Mutter ist im März 1938 fünfzehn Jahre alt, die jüngere Schwester dreizehn, ihr Bruder siebzehn, er wird schon im Jahr darauf die Kriegsmatura machen, damit man ihn so schnell wie möglich an die Front schicken kann. Auch er war in Tunesien dabei, genauso wie meine beiden Großväter einander an der Italienfront wahrscheinlich sehr nahe waren, waren es wohl in Rommels Afrika-Korps mein Vater und mein Onkel. Dessen beide Schwestern gehen gleich 1938 zum BDM, nicht aus Überzeugung, sondern weil es in dem kleinen Markt im Tal der Weißen Sulm, in dem sie leben, einfach nicht möglich ist, nicht zum BDM zu gehen, vor allem aber auch, um die Familie zu schützen, denn der Vater meiner Mutter ist Arbeiter in einer Glasfabrik, er ist überzeugter Sozialist und vom Hitler hält er gar nichts. Und wenn er betrunken ist, weil die Arbeit schweißtreibend ist und dem Körper viel Flüssigkeit abverlangt, nimmt er sich kein Blatt vor den Mund. Alle, die ihn gekannt haben, erzählten immer wieder, dass er sehr gesellig gewesen sei und einen gesunden Witz hatte, aber über den Führer Späße zu reißen, das konnte leicht im KZ Ravensbrück enden, so wie es einer Bauernmagd aus dem Nachbardorf ergangen ist, die sich mit einem Fremdarbeiter eingelassen hat. Der Großvater jedoch hat das Glück, dass der Nachbar der Ortsparteiobmann ist und seine schützende Hand über ihn hält, denn auch so etwas hat es damals gegeben, ein ganz klein wenig Menschlichkeit inmitten des Grauens, es haben nicht alle ihre Nachbarn und alten Freunde denunziert und

angezeigt. Dass der Sohn des Ortsparteiobmanns, der immer der beste Kumpel und Spielkamerad meines Onkels war, sich vor dem Schlafengehen vor das Bild des Führers stellen musste, um diesem mit erhobener rechter Hand eine gute Nacht zu wünschen, ist eine andere Geschichte. Und auch, dass meine Großmutter oft genug Angst hatte, dass ihr Mann nicht mehr nach Hause kommen würde, dass er im Gasthaus oder im Betrieb an den Falschen geraten sein könnte.

Weil meine Mutter ihre Schulpflicht im Jahr des Anschlusses schon abgeschlossen hatte, musste sie zuerst ihr Pflichtjahr absolvieren, erst danach durfte sie eine Lehre als Büroangestellte beginnen. Über das Jahr auf einem Bauernhof in Wettmannstätten hat sie ihr ganzes Leben lang nie ein schlechtes Wort verloren, im Gegenteil, sie hatte bis ins hohe Alter Kontakt mit der Bauernfamilie, es scheint ihr dort gutgegangen zu sein. Andere Erinnerungen waren weniger schön: Wie sie im Juli 1944 mitten in der Nacht nach dem Attentat auf Hitler vom Kreisleiter der NSDAP für Schreibarbeiten auf das Schloss im Ort geholt wurde, oder wie sie gegen Kriegsende am Grazer Schlossberg gemeinsam mit anderen jungen Frauen als Flakhelferin eingesetzt wurde, und wie sie sich schließlich von ihrem letzten Einsatzort am Fliegerhorst Aigen im Ennstal gemeinsam mit dem Bruder, der sie in den Wirren dieser Tage dort abholte, zu Fuß nach Hause ins Grenzland aufmachte. Und dann sind da auch noch die Andeutungen von der Vergewaltigung durch bulgarische Soldaten.

Genauso wie mein Vater, der, als seine Alzheimer-Erkrankung ihn noch nicht völlig im Griff des Vergessens hatte, immer wieder von Alpträumen aus der Kriegszeit geplagt wurde, leidet meine Mutter am Ende ihres Lebens immer wieder an plötzlichen Anfällen von Tremor, deren Ursache sie ihrer Demenz wegen nicht mehr benennen kann und die wohl mit dieser Geschichte zusammenhängen, die nie richtig ausgesprochen wurde und über die wir Kinder trotzdem schon sehr früh Bescheid wussten. Die Kriegsjahre zu verklären, wäre meinen Eltern niemals in den Sinn gekommen. Geredet haben sie darüber schon. Wahrscheinlich war das der einzige Weg für sie, mit dem Erlebten zurechtzukommen.

(2018)

Das Züchten von Kakteen inmitten einer üppigen Landschaft

Mutmaßungen über M.

1

M. steht vor dem Spiegel im Vorzimmer. Er kommt sich klein und untersetzt vor. Er wischt eine Schweißperle von der Stirn und führt sie vorsichtig mit zitternden Fingern zur Zungenspitze. Der salzige Geschmack entlockt ihm das Wort MEERESAUGEN.

2

M. liebt es, vor einem Fenster mit geschlossenen Rollläden zu sitzen und von Reisen zu träumen. Reisen selbst würden ihm Angst machen.

3

M. sieht das weiße Kopftuch einer auf einem Feldweg gehenden Alten im Scheinwerferkegel seines Motorrades aufleuchten. Er verspürt den Drang, ihr eine Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Flüchtete sie, würde er sie erschrecken und vorgeben, er wolle sie auf der Stelle erwürgen.

4

M. wünscht sich, einmal nichts mehr zu verlieren zu haben.

5

Wenn M. ein öffentliches Pissoir betritt, hat er Angst, jemand könnte ihm mit einer Schere den Penis abschneiden.

6

Irgendwo kamen die Gedanken her. M. drehte sich um, konnte jedoch nichts bemerken.

7

Manchmal möchte M. sich in die heile Welt der Tarockkarten begeben.

8

Während M. sich im Spiegel betrachtet, bemerkt er Spuren von Blut und Eiter, die sich von der Glasfläche bis zur dunklen Wand erstrecken. Er erinnert sich, dass er am Morgen im Gesicht eines Mitbewohners einen roten Pickel gesehen hat.

9

Draußen ist das Wetter herbstlich trüb. M. verbringt den Nachmittag in einem Kaffeehaus. Die Gesichter der anderen Gäste interessieren ihn nicht. Ein dicker Mann steht an einem Flipperautomaten. Bei jeder Bewegung stöhnt er ganz leise.

10

M. hat schlechte Manieren und Mundgeruch.

11

M. nimmt einen Sessel und setzt sich. Dabei stellt er sich so ungeschickt an, dass er ein auf dem Tisch stehendes Glas Wein umschüttet. Ein anderer Gast bemerkt, dass seine Hand zittert, als er eine Zigarette aus der Schachtel nimmt. M. reagiert auf dessen erstaunten Blick mit einer nervösen Handbewegung, die er auf solche Situationen wie automatisch folgen lässt und die auf Fremde wie das Abwischen von Schweiß auf der Stirn wirkt. M. denkt darüber nach, welche Bedeutung diese Bewegung haben könnte. Erst das Klicken eines Feuerzeuges, das aus dem unbestimmten Lärm des Cafés hervorsticht, lässt ihn davon abkommen.

12

Nun stellt B. sich vor. Ihre Nase tropft, die Regenrinne ihrer Augen trânt vom Wind, der draußen plötzlich aufgekommen ist. Früher hat sie Rilke gelesen – jetzt fürchtet sie jede Berührung.

13

Oft schlendert M. durch die Straßen der Stadt. Wenn er vieles sehen und viele Menschen beobachten kann, denkt er: Darüber werde ich einmal schreiben.

14

M. träumt davon, in einem verlassenem, dunklen Hotelzimmer zu sitzen, während draußen im Regen die Neonlichter auf den nassen Straßen zittern. Viel-

leicht würde etwas weiter entfernt auch das Meer rauschen.

15

Einmal klopft es an der Tür. M. hält den Atem an und wagt nicht zu öffnen.

16

Als M. einmal darüber nachdenkt, was ihm wichtiger erscheint, nimmt er ein Blatt Papier und schreibt: JEGLICHEN BALLAST ABWERFEN.

17

Manchmal hat M. das Bedürfnis, etwas Handliches zu produzieren.

18

M. sitzt am Fenster und wartet. Die Fensterläden sind geschlossen. Die Jalousien: Haben zu tun mit Eifersucht. M. ist klein und untersetzt, liegt in fremden Betten, erwartet den Tod. B. wartet draußen.

19

M. begrüßt B. Es ist Zeit, sich zu setzen. Ein Rabe hüpfte über die Veranda, zeichnet regennasse Spuren auf den staubigen Brettern. Nebelschleier verhängen die Sonne, M. kostet die Regentropfen – es ist kein Salzgeschmack festzustellen. Hast du das Meer schon einmal im Regen gesehen, fragt B. Ja, antwortet M.

Die feinen Tröpfchen zerteilen es in viele kleine Gitterpunkte.

20

Dort weht immer ein wenig der Wind. Wenn M. aus dem Haus geht, muss er sein Haar festhalten oder seinen Hut. Einmal versuchte er, sich gegen den Wind zu lehnen. Als er fiel, verspürte er ein Gefühl der Zufriedenheit.

21

M. träumt von New York. Plötzlich läuft Mickey Mouse aus einer Ecke und verschwindet unter dem Teppich.

22

M. steht und starrt.

23

Manchmal sitzt M. auf dem Balkon seiner Wohnung und wünscht, er hätte ein Gewehr. Er würde den kleinen Köpfen in den vorbeifahrenden Fahrzeugen die Gehirne rausschießen. Das würde ein fürchterliches Verkehrschaos sein: Mit Brei und Spatzendreck, mit Blechsalat und Reifenschleim.

24

Wenn B. auf einem Sessel steht, greift M. ihr zwischen die Beine.

25

M. sitzt auf dem Balkon eines alten verfallenen Herrenhauses und betrachtet die Autos und Motorräder, die sich auf der vorbeifahrenden Straße bewegen. Er selbst verharrt in völliger Bewegungslosigkeit.

Hast du schon einmal versucht, fragt er B., die vorbeifahrenden Automobile zu zählen?

Nur manchmal, wenn seine Beine vom grünspatigen und von tiefen Rissen durchzogenen Gelände abzurutschen drohen, bewegt er sich, um sie wieder in ihre Ausgangslage zurückzubringen.

Hast du schon einmal versucht, fragt er B., die vorbeifahrenden Automobile zu zählen?

Trotz der Gefährlichkeit seiner Lage – er lehnt mit dem Nacken zur Wand des Hauses, zwei Beine seines Stuhles befinden sich in der Luft, die anderen beiden stehen unsicher auf den morschen Ziegeln des Balkons – fühlt er sich sicher.

Hast du schon einmal versucht, fragt er B., die vorbeifahrenden Automobile zu zählen?

Nein, sagt B., aber im Falle eines Umkippens des Sessels oder des Abrutschens der Beine würde eine abrupte Bewegung wahrscheinlich den Absturz des Balkons bedeuten.

Was kann mir das noch ausmachen, antwortet M.

26

M. liegt auf dem schmalen Kanapee in der Küche. In seinem Kopf singt ein Saxophon und tanzt mit den Mücken an der Fensterscheibe. Die Mücken suchen

Wärme und finden Licht. Ein Nachtfalter wirft flackernde Schatten. Eine Kerze gibt Wachs ab. M. berührt den Körper der Frau neben sich. Ihr Haar ist glatt, sie hat ein Sommersprossengesicht und trägt im Winter Lederstiefel.

27

Vom Fenster der Tramway aus beobachtet M. vorbeihastende Menschen und ihre Bewegungen, um später einmal Geschichten über sie zu erzählen. Er denkt: Das ist wie im Kino! Als er bei der nächsten Haltestelle aussteigt und vom Trittbrett des Wagens springt, denkt er: Jetzt betrete ich die Leinwand!

28

Wenn M. sich beobachtet fühlt, schließt er die Augen.

29

M. hält kurz inne. Der Tonarm seiner Stereoanlage hat ein kurzes, knarrendes Geräusch von sich gegeben. Er denkt: Dieses Geräusch wäre eine Benennung wert. Er nennt es KURZ und KNARREND.

30

Wenn M. auf einem Sessel steht, greift ihm B. zwischen die Beine.

31

M. sitzt in einem Café und trinkt Cola mit Rum. Einige Besucher grüßen ihn freundlich oder wechseln einige Worte mit ihm. Ansonsten fällt er niemandem auf.

32

Als M. eines Morgens durch die Stadt schlendert, bildet er sich ein, er sei ein Stadstreicher, der durch die Häuserschluchten New Yorks wandere.

33

Jedes Mal, wenn M. die Türe seines Zimmers versperrt und er den Schlüssel im Schloss klicken hört, denkt er: Woher kommt das wohl, dass ich mich nur hinter verschlossenen Türen wohlfühle?

34

M. und B. leben jetzt im Haus am windigen Hügel. Es ist groß und hell, die Nachbarn sind alt und schwerhörig.

35

Zwischen Koffern und Pissoir-Gestank steht ein obszönes Wort mit leuchtender Farbe geschrieben. M.s Fingerabdruck zerrinnt am beschlagenen Fenster der Bahnhofstür.

36

M. steht auf dem Balkon seines Hauses und raucht. Es ist Sonntag. Die Kinder mit weißen Hemden und weißen Taschen kehren vom Kirchgang heim. Aus der Wohnung unter ihm strömen Bratenduft und die Worte des obligaten sonntäglichen Streits.

37

Dort sieht man ein Madonnenbildnis auf einer rostigen Tabatiere, fotografiert von M.

38

M. verspürte den Wunsch, auf allen Vieren zu kriechen, wie ein Löwe zu brüllen, zu verwildern, zu verdrecken, zu schreien wie am Spieß und außer sich zu sein. Er hatte die Vorstellung, sich einzuschließen, um dort nackt – und ohne den Maßregelungen des Alltäglichen ausgesetzt zu sein – zu hausen, nur mit Papier und Schreibmaschine bewaffnet. Er würde sich im Schweigen üben oder Selbstgespräche führen. Sein Haar würde sich verfilzen, doch seine Gedanken würden sich klären. Sein Bart würde sprießen und an seinem Körper würden sich Krusten von Schmutz und Schweiß bilden. Jemand würde einen Futternapf mit Nahrung vor die Tür stellen, doch niemand würde ihn zu Gesicht bekommen. Er würde abmagern und tiefliegende, violette Tränensäcke haben, doch seine Augen würden vor Freude leuchten. Er würde laut stöhnend onanieren und das Sperma zuckend an die Wände spritzen. Er würde die Notdurft in einen

Kübel entrichten und diesen gemeinsam mit dem leeren Futternapf vor die Türe stellen.

Eines Tages, wenn die ZEIT ZWISCHEN DEN ZEITEN vorüber wäre, würde M. die Türe öffnen und in die Welt zurückkehren.

39

Wie man oft Ameisen beobachten kann, die von ihren Beutezügen heimkehren, Raubgut mitschleppen, das ihr Gewicht und ihre Körpergröße um ein Vielfaches übersteigt, bedrücken M. manchmal Probleme und Depressionen, deren Proportionen im Vergleich zu seiner psychischen Kraft schier unerträglich zu sein scheinen.

40

Manchmal verspürt M. die Division seines Ichs in Bruchteile verschiedener Persönlichkeiten.

41

Etwas Unerklärliches ging in seinem Körper vor und M. versuchte diese Zustände zu analysieren. Was verursachte diese nächtliche Beklemmung? Waren es chemische Vorgänge, waren es wuchernde Metastasen seiner Angst?

42

Irgendwann begriff M., dass sein Körper und sein Bewusstsein eine Einheit bildeten, er hatte diese Einheit einen kurzen Moment lang deutlich gespürt, ohne diesen Zustand näher beschreiben zu können.

43

M. hat Sehnsucht nach Anonymität.

44

Eine Zeitlang wagte M. nicht, seinen Arbeitskollegen in die Augen zu sehen. Er hatte bemerkt, dass er über jeden von ihnen ein Gedächtnisdossier ihres Fehlverhaltens angelegt hatte, von fast jedem. Dies hinzuzufügen war ihm wichtig, damit praktisch jeder die Möglichkeit hatte zu glauben, er gehöre zu diesen Ausnahmen. Das ist wie bei Erschießungskommandos, bei denen einer der Urteilstreckere eine Waffe mit einer blinden Patrone erhält, damit jeder sich unschuldig fühlen kann.

45

M. hatte die Vorstellung, dass alles wie Standfotos des Gegenwartfilms stehenbleiben, mitten in einer Bewegung erstarren würde, und nur er würde sich durch die Welt bewegen können.

46

M. hat nichts zu sagen, sondern bloß etwas zu erzählen. Hätte er etwas zu sagen, wäre er Politiker geworden.

47

In der Erinnerung sieht M. weiße Randsteine, die wie fette Pinguine am Rand der Straße nach K. hocken.

48

M. wollte sich nicht anmaßen, über sich zu schreiben. Das wäre wie einer, der nach dem ersten stümperhaften Geschlechtsverkehr über asiatische Liebetechniken zu referieren begänne.

49

Manchmal fühlte sich M. leicht wie ein Kolibri und verspürte in seiner Brust gleichzeitig das traurige Lied eines Indianers, dessen Seele noch immer nicht begriffen hat, was diese Fremden in seinem Land zu suchen haben.

50

M. hatte nicht den Mut, seinem Leben ein Ende zu setzen.

51

Die Stadt ist verlassen, verendet in einer Apokalypse. Im Traum wankt M. durch leere Gänge, später Geleise entlang. Wir wagten uns zu weit nach vorne, sagt lächelnd der blonde Mann und flößt ihm Vertrauen ein, das er selbst nicht hat. Lianen ranken empor, in einen Himmel, der gelb ist von Schwefel und die Luft stickig macht. Im Treibhaus verhallen die Schritte wie im Herzen von Watte, die Schluchten verzweigen sich, sind unüberschaubar, und ein fleckiges Tier lauert in tiefen Löchern. Der blonde Mann weist ihm den Weg durch das Dickicht. Sein Rücken ist tätowiert mit den Zungen von Katzen, die schreien und

beten und lügen. Er steigt hinab in den Hades, dort brennt eine Urne, der Ofen seiner Begierde. M. hängt im Gitter, sein Körper ist in Zonen zerteilt.

52

Schlaflose Nacht in einem Notquartier mit Graffiti auf den schmutzigen Wänden und Spuren von Sperma auf den Matratzen: Neben M. schnarcht einer, dass sich vom regelmäßigen Rhythmus in seinem Kopf Muster zu bilden beginnen.

53

M. findet sich wieder vor dem Panzerglas eines Aquariums: exotisch, die Korallen und Mondfalterfische, dann Gekreische im Vogelhaus: Die Chinesische Nachtigall flattert wie M. in einem viel zu engen Käfig.

54

Von schwerem Kaliber sind die Gedanken, in die M. sich manchmal schuldlos verstrickt.

55

M. und B. schliefen miteinander und ihre Körper waren warm wie eine Therme. Dann saß M. auf dem Balkon und rauchte, und seine Hoden schmerzten. Von unten plärrende Marschmusik und Kinderstreit bei Sommerspielen. Lästiger Lärm von Autokolonnen, von Kawasakis und einer Cessna am Himmel. Kopfschmerzen und Trauer, grundlos. B. schlief noch und

M. führte ein Ferngespräch. Die Tage vergingen wie Augenblicke, Pollen verursachten Salzgeschmack in der Luft.

56

Sie saßen bei offenem Fenster und gedämpfter Musik. Einer erzählte von jenen Tagen, als er frei wie Gott und hungrig wie ein Hund sein wollte. Später nahm ihn einer mit im Opel Sport Coupé, es roch nach Lavendel, und Discomusik kroch dünn aus einem Lautsprecher. Sie hatten sich nichts zu sagen. Dann trank M. Wodka im orangen Licht einer Hollywood-Nightbar: fahle Gesichter im Stroboskoplicht. Draußen fiel warmer Regen, wie schon seit Wochen: Der Exilkroate neben M. nannte es tropisch, wir lebten in einem Glashaus. Üppig wuchern die Worte in solchem Klima. Eine neue Sintflut käme, sagte M. Er werde sich kein Boot bauen –

57

M. beschloss, sich mit einem Kokon aus Unfreundlichkeit zu umgeben.

58

B. züchtet Kakteen inmitten einer üppigen Landschaft und M. kommt sich vor, als sei er einer von ihnen. Doch die üppige Vegetation machte ihm zu schaffen.

59

Ohne B. wäre M. längst vertrocknet und hätte sich in Staub verwandelt. Hatte er das nicht immer als Ausweg gesehen, zu vertrocknen, zu Staub zu zerfallen, von dieser Welt zu verschwinden? Doch die Vegetation, in der er existierte, war üppig und B. pflegte und wässerte ihn, hielt Parasiten und Pilzbefall von ihm fern. Und doch gab es Tage, an denen er daran dachte, sich selbst zu entwurzeln.

60

Früher hat M. nicht einmal gewagt, ICH zu sagen.

61

Manchmal kam M. sich wie ein trauriger Clown vor.

62

Als schwämme er in einem Meer von Watte: Seine Empfindungen scheinen langsam abzusterben, durch Gewohnheiten ersetzt zu werden. Früher gab es eine Zeit, in der er Hoffnungen gehabt hatte.

63

Als würde er aus der Tiefe eines schwarzen Ozeans an die Oberfläche tauchen und die Tropensonne erblicken: Gleichzeitig verschwinden die bunten Chimären, die er in der Schwärze dort unten zu sehen geglaubt hatte. Er erkennt die Weite des Meeres und seine Hilflosigkeit, denn es ist kein weißer Palmen-

strand, kein Korallenriff, kein Atoll, nicht einmal ein Rettungsring zu erspähen. Und der Kondensstreifen am wolkenlosen Himmel ist ein Bild, das aus einer Geschichte stammt, die ein anderer sich ausgedacht hat.

64

M. wollte Sätze schreiben, die dahinfließen sollten, wie sein Leben. Manchmal schnell wie ein Gebirgsbach, dann wieder träge wie der Unterlauf des Amazonas. Manchmal klar, dann wieder trübe. Manchmal seicht, dann wieder unergründlich.

65

Endgültige Wahrheiten waren M. aus tiefstem Herzen zuwider. Es ekelte ihn vor Leuten, die Botschaften an die Menschheit verbreiteten. M. dachte: Das klingt wie eine Botschaft. Das ist vermutlich meine Botschaft. Mich ekelte vor diesem Satz.

66

Ceci n'est pas une pipe. Das ist nicht das Leben.

67

Wie ein staunendes Kind sieht M. diese Welt immer wieder von Neuem.

68

Manchmal befällt M. ein seltsames Gefühl: Da ist etwas, das immer zum Greifen nahe ist, das sich ihm

jedoch ständig entzieht: eine Erinnerung, ein Wissen, von dem er weiß, dass es irgendwann wie Lava aus einem Vulkan ausbrechen wird. Wie sehr wünscht er sich, dass die Schleusen sich endlich öffneten, dass der Strom sich ergieße, hinein in den riesigen Ozean, und Land anschwemmte, dort, wo er über unermesslichem Grund treibt.

69

Manchmal befällt M. ein seltsames Gefühl: Dann sieht er die Dinge wie neu, als hätte er sie nie zuvor wirklich betrachtet: Eine Erinnerung taucht auf, vielleicht die Erinnerung an eine Kindheitsstimmung.

70

M. dachte: dieses Gefühl! Es ist hell, es ist schön, es ist Glück. Es ist etwas, in das ich hineinfallen möchte und ich spüre es immer öfter. Ist es die andere Seite, ist es der Tod, mit dem ich immer vertrauter werde?

71

Als M. die Bar verlässt, sieht er nur den schmalen Ausschnitt der Straße im Licht eines Scheinwerfers. Er denkt: Meine Augen sind Scheinwerfer, ich sehe nur einen kleinen Teil der Welt. Er sagt: Früher waren die Menschen bestimmt glücklicher, als sie sich mit dem Ausschnitt, den sie kannten, zufriedengaben. Unsere Sehnsucht ist es, die diese Welt unbewohnbar werden lässt, unsere unerfüllte Sehnsucht. Doch niemand begleitet M., niemand hört ihm zu.

72

Einmal sagte M. zu B.: Das Leben ist eine tödliche Krankheit.

73

Ein umgänglicher oder geselliger Mensch war M. nie gewesen. Wohl hatte er Kontakt zu anderen Menschen gesucht, hatte oft krampfhaft versucht, Anschluss zu finden, doch meist waren diese Versuche für ihn ohne Erfolg geblieben. Bei der oberflächlichen Art von Unterhaltung, zu der er seine Mitmenschen für fähig hielt, verfiel er in eine Melancholie, die er zwar zu überspielen versuchte, indem er derbe Scherze riss, weil er glaubte, sich anpassen zu müssen, doch gelang es ihm nie, zu jener lockeren Art von Heiterkeit zu finden, die er, wie er sich selbst eingestand, an manchen Menschen so sehr bewunderte.

74

M. saß am Schreibtisch seines Arbeitszimmers und starrte hinaus in die Landschaft. Seine Augen bewegten sich nicht, als würde er einen fernen imaginären Punkt fixieren. Auch sein Körper verharrte in einem unnatürlichen Zustand der Bewegungslosigkeit, als hätte M. aus einem unbekanntem Grund die Fähigkeit verloren, seine Muskeln zu betätigen. Er war in einen Zustand der Katatonie verfallen, jedoch mit dem Bewusstsein, dass er sich jederzeit wieder bewegen könnte, wenn er es nur wollte. Er hatte sich selbst in diesen Zustand versetzt, er selbst würde ihn been-

den können. Nur die Mimik seiner Gesichtszüge verrät, dass keine leblose Figur am Schreibtisch saß, sondern ein Mensch, der Bilder, Geräusche und Gerüche aufnehmen konnte. Wenn man das von Erschrecken und Verunsicherung bis zur Heiterkeit reichende Mienspiel M.s beobachtete, wusste man, dass nicht jener unbekante Punkt der eintönigen Landschaft oder ein Bewegungsablauf, der sich real innerhalb seines Gesichtskreises, auch für andere sichtbar, abspielte, es waren, die seine starre Aufmerksamkeit fesselten, sondern einem Außenstehenden sich nicht eröffnende Traumbilder und Gesichte, die wie ein Gedankenfilm vor M.s Augen abliefen.

75

Die hohen Häuser der Stadt wirkten feindselig und bedrohlich auf ihn, und die Passanten, die sich innerhalb dieser schattigen Schlucht bewegten, waren für ihn die seelenlosen Körper von fremden Wesen, die an diese ungastliche Stätte verbannt worden waren.

Es erschreckte M., dass er nicht fähig war, auf eine freundlichere Art an diese Menschen zu denken.

76

Langsam öffnet M. das schmiedeeiserne Gittertor und tritt zögernd hinaus auf die belebte Straße. Er schlägt den Kragen seines Mantels hoch, um sich gegen den Wind zu schützen, der Fontänen von Staub, trockenes Laub von Kastanienbäumen und Reste von Zeitungspapier über den brüchigen Asphalt, in dessen

Frostrissen Ansätze von Moos zu sehen sind, tanzen lässt. Einige Sekunden lang steht er unschlüssig und betrachtet die Menschen, die ohne einander in die Augen zu schauen draußen vorbeieilen, als seien sie auf der Suche nach etwas, das ihre Schritte schnell und ihre Blicke starr geradeaus oder zu Boden gerichtet werden lässt. M. ist fremd in diesem Teil der Stadt. Er sieht nach links, er sieht nach rechts, doch nirgends findet er einen Anhaltspunkt, der ihm die Entscheidung erleichterte, welche der beiden möglichen Richtungen er einschlagen sollte.

77

Die Ampel sprang auf Grün und M. wurde von den Wartenden hinter ihm nach vorne gedrängt. Wie ein Schlafwandler bewegte er sich durch einen Wald von Menschenkörpern, als habe er Angst, berührt zu werden und aufzuwachen.

78

Einen Moment lang schien M., er sei auf der Flucht. Aber wovor wollte er eigentlich davonlaufen?

79

Im Traum war M. durch rußige U-Bahnschächte gelaufen und von einer kostümierten Kinderbande verfolgt worden, er war in Klassenzimmern gesessen und hatte Wachsfiguren unterrichtet. Er hatte mit schwarzen Rittern um die Gunst einer Frau gekämpft und in hellwachen Augenblicken das Gefühl gehabt,

als würden Bilder aus allen Himmelsrichtungen Karten spielen und er müsse als stummer und ohnmächtiger Talon alles über sich ergehen lassen.

80

M. stand am südlichen Ende des Platzes und wartete auf das Umspringen der Ampel. Er achtete nicht auf den Verkehr, der langsam vor seinen Augen vorüberzog. Nur einmal warf er kurz einen Blick hinter die dunkel getönten Scheiben der Fahrzeuge, deren Insassen wie die Fußgänger stur nach vorne schauten und einen Anflug von ohnmächtigem Zorn auf ihren Gesichtern trugen.

81

M. betrachtet sein Profil im Glas der Auslagen.

82

Manchmal fehlte es M. an Selbstsicherheit, sich ungezwungen und ohne Angst unter den Menschen zu bewegen. Dann wich er stets aus, wenn auf seinen Gängen durch die Stadt jemand auf ihn zukam, und hätte man seinen Weg entlang eine Linie ziehen können, wäre diese in Serpentina verlaufen.

83

In der Nacht stand M. zweimal auf, trank ein Glas Wasser und überlegte, ob er sich ankleiden und durch die sternklare Nacht spazieren sollte.

84

Manchmal sehnt M. sich nach Gesellschaft, nach Berührung. Doch dann kehrt bald seine gewohnte Misanthropie zurück, seine Scheu davor, sich anderen Menschen preiszugeben.

85

M. möchte sich in einem stillen Winkel verkriechen.

86

Im Augenblick hatte M. das Gefühl, als gebe es nichts Festes mehr in seinem Leben.

87

M. stand auf tückischem Treibsand.

88

M. erzählte: In der weißen Wasserfläche des Salzsees in der Niederung des Wadi Miyah spiegelte sich die knapp am Horizont stehende Sonne, die wie eine breitgedrückte gelbe Kartoffel aufgegangen war. Ihr Licht warf die langen Schatten der Dattelpalmen der Oase, deren Quellen einst die Brunnen Palmyras speisten, zu den Ruinen der Stadt. B. stellte keine Fragen. Du bist Zenobia, sagte M.

89

Inzwischen war die Sonne hochgestiegen und ließ flimmernde Luft über dem Boden zittern.

90

B. schlief noch und M. berührte ihren Körper, um sie zu wecken. Sie bewegte sich mit einem stöhnenden Laut, streckte ihre erschlafften Muskeln und drehte sich auf seine Seite des Bettes. Das Bett gab ein knarrendes Geräusch von sich. Draußen hörte man das Schlagen einer Autotür und den klagenden Ton eines Starters. In der Ferne konnte man das dumpfe Dröhnen des Verkehrs einer Überlandstraße vernehmen.

91

M. war verwirrt und hegte heimliche Todeswünsche.

92

An einem Kiosk kauft M. eine Tageszeitung, legt sie jedoch auf eine Parkbank, ohne einen Blick in sie geworfen zu haben.

93

M. hatte den Eindruck, er würde durch feine Schleier hindurchgehen. Die Luft war feucht und die Oberfläche seiner Tasche voll von Dunsttropfen. Überall stieg Dampf aus Pfützen und Rinnsalen, und die Blätter der Bäume und Ziersträucher glänzten wie von Tau bedeckt. M. fühlte sich leicht und war voller Zuversicht.

94

Lange Zeit fiel Regen und M. und B. blieben im Bett, um der unangenehmen Kälte zu entkommen.

95

Es war kalt und M. fröstelte. Sehnsüchtig dachte er an den Sommer, an den Süden, an laue Urlaubsnächte am Meer.

96

Wenn M. die Augen schließt, hört er ein Rauschen, dessen Quelle er nicht eruieren kann.

97

M.s erste Erinnerung handelt vom Tod. Er denkt, dass sich auf diese Weise einmal ein Kreis schließen wird.

98

Es war noch dunkel draußen, als M. die Decke zurückschlug und wie ein plötzliches Erschrecken die Kälte im Zimmer spürte.

99

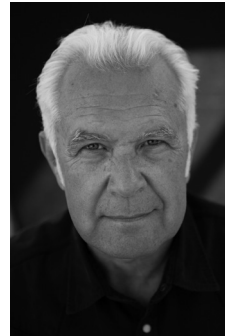
Manchmal verkroch sich M. wie ein Igel hinter einer Stachelhaut aus Abwehr und Arroganz.

100

M. hatte ein schnell und schmerzlos wirkendes Gift stets griffbereit im Schlafzimmer, zwischen Zeitschriften, Medikamenten und vergilbten Fotos.

(1977/1983)

Foto: © Christian Koschar



Wolfgang Pollanz, geb. 1954 in Graz, lebt in Wies, Steiermark. Seit 1989 Herausgeber der »edition kürbis«, seit 1998 von »pumpkin records«. Als Schriftsteller mit verschiedensten Preisen ausgezeichnet. Zahlreiche Veröffentlichungen (Romane, Prosa, Gedichte sowie Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien), Verfasser von Theaterstücken und Hörspielen. Hanns-Koren-Preisträger des Landes Steiermark 2013.

Wolfgang Pollanz in der edition keiper:



Von Reisen – O potovanjih
Gedichte – Pesmi

Broschur, 120 Seiten
EUR 16.50 (A) / 16.05 (D)
ISBN 978-3-9502761-8-3



Felden. Ein Roman
Roman

Klappenbroschur, 208 Seiten
mit CD
EUR 23.90 (A) / 23.25 (D)
ISBN 978-3-9503337-9-4



33 Songs
auch als eBook

Broschur, 192 Seiten
EUR 18.70 (A) / 18.19 (D)
ISBN 978-3-902901-11-8



Unten am Fluss
keiper lyrik 10

Gedichte
Broschur, 80 Seiten
EUR 15.40 (A) / 14.98 (D)
ISBN 978-3-902901-49-1



Die Undankbarkeit der Kinder
Erzählungen

Broschur, 132 Seiten
EUR 16.50 (A) / 16.05 (D)
ISBN 978-3-902901-39-2



Einsamkeit hat viele Namen
Erzählungen

Broschur, 180 Seiten
EUR 20.00 (A) / 19.45 (D)
ISBN 978-3-903144-43-9

